

Zeitschrift: Nachrichten des Schweizerischen Burgenvereins = Revue de l'Association Suisse pour Châteaux et Ruines = Rivista dell'Associazione Svizzera per Castelli e Ruine

Herausgeber: Schweizerischer Burgenverein

Band: 37 (1964)

Heft: 2

Artikel: Der Topfhelm, eine ritterliche Waffe

Autor: H.S.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-160517>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

griff, welcher sich für eine Klassierung der Burgen nur schlecht eignet, gewannen damit an Bedeutung und waren, wenn auch als Wohnort unbequem, aus militärischen und wehrtechnischen Gründen bevorzugt.

Erst mit der scharfen Entwicklung der Pulverwaffen änderte sich auch das Aussehen der Burgen. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts lassen sich die Pulvergeschütze in der Schweiz nachweisen. Und bereits zu Beginn des 15. Jahrhunderts finden wir bei der Eroberung des Aargaus pulvergetriebene Belagerungsgeschütze. Im Alten Zürichkrieg, im zweiten Viertel desselben Jahrhunderts, wurden in der offenen Feldschlacht Pulvergeschütze verwendet. Hakenbüchsenschützen leiteten die Gefechte ein, und auch die Kriegsflotte auf dem Zürichsee verfügte über Schützen und Artillerie.

Die Baumeister suchten anfänglich mit althergebrachten Methoden der neuen Gefahr zu begegnen. Die Mauern behielten ihre angestammte Höhe und wurden lediglich durch Vor- oder Hinterbauen einer zweiten Mauer verdickt und verstärkt. Im Grundriß blieben die Festungsanlagen gleich. Immer noch waren gerade verlaufende Mauern mit quadratischen oder rechteckigen Türmen gleicher Höhe beibehalten. Die vorgelagerten Gräben wurden vertieft und teilweise auch verbreitert. Erst Jahrzehnte später realisierte man, daß damit eine wesentliche Verstärkung nicht erreicht werden konnte und die Mauern den schweren Geschützkugeln auf die Länge nicht zu widerstehen vermochten, sondern in ihren Fundamenten erschüttert, nach mehreren Schüssen in sich zusammenstürzten.

In Italien hatten die Festungsbaumeister die Lösung in der Mitte des 15. Jahrhunderts gefunden: die Bastion, den Rundturm. Wesentlich war nicht mehr die Höhe der Mauer, sondern deren äußere Gestalt. Am Rundturm fand die Kugel nicht ihre volle Wirkung, sofern sie nicht absolut zentral auftraf. Bei der geringsten seitlichen Abweichung verlor sie an Wucht und glitt wenn möglich ab, konnte also nur geringen Schaden zufügen. Die Dicke der Mauern wurde zur Erhöhung der Sicherheit noch vielfach beibehalten. Für diese Rundtürme, wir kennen sie allerdings im welschen Sprachgebiet bereits im Hochmittelalter, als die Pulverwaffe noch nicht entwickelt war, wurde sehr viel Raum benötigt, denn auf den Plattformen mußte oft noch Platz für die Verteidigungsgeschütze bestehen bleiben. Auf den schmalen Berggräten hatten diese Anlagen kaum Platz, weshalb wir die jüngeren Anlagen meist im Flachland und nicht auf luftiger Höhe errichtet sehen.

Was sich bei den Burgen entwickelte, übertrug sich ebenso auf die Stadtbefestigungen, und die Stadttore wurden in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu breitausladenden, mit wuchtigen Rundtürmen bewehrten Bastionen ausgebaut. Eines der schönsten Beispiele, das Rennwegbollwerk in Zürich, fiel der Zerstörungswut des 19. Jahrhunderts leider zum Opfer.

Diese Entwicklung ihrerseits war aber gekoppelt mit dem Niedergang des Adels, einem Prozeß, welcher bereits im 14. Jahrhundert seinen Anfang genommen hatte. Gleichzeitig erstarkten unsere Städte nicht nur wirtschaftlich, sondern auch territoriumsmäßig. Weite Gebiete gelangten teils durch Eroberung, teils durch Kauf und Pfandschaft unter die Botmäßigkeit der Städte und gingen auf diese Weise dem Adel, der wirtschaftlich und zahlenmäßig stark dezimiert war, für immer verloren.

Neue Wehrbauten des Adels, eigentliche Burgen,

entstanden im 16. Jahrhundert im Gebiete der Eidgenossenschaft keine mehr. Der ganze Wehrbau beschränkte sich auf die Anstrengungen der Städte. Da und dort entstanden noch «Landbefestigungen».

Als dritter Punkt folgt noch der rein sachliche. Der Adelige war in einer Person Verwaltungs- und Kriegsmann. Er hatte also ein ihm zu eigen oder zu Lehen gegebenes Gebiet zu verwalten, zu bewirtschaften, und andererseits war er seinem übergeordneten Herrn zu Kriegsdienst, zur Heerfolge, verpflichtet, wobei diese übergeordnete Instanz weltlichen oder geistlichen Standes sein konnte. Ein Adeliger irgendwelcher hierarchischer Stufe bildete demnach mit all seinem Besitz an Territorien, Leuten und Rechten einen Machtfaktor, welcher sich auch äußerlich, z. B. im Wohnbau des Betreffenden, äußern durfte und mußte. Der Adelige repräsentierte, lokal gesehen, die Landesherrschaft. Daß deswegen sein «Amtshaus» je nach der Bedeutung wuchtig und imponierend gestaltet und gebaut war, versteht sich von selbst.

Zusammenfassend möchten wir darauf hinweisen, daß der mittelalterliche Wehrbau nicht nur eine Gesellschaftsschicht verkörperte und verkörpert, sondern daß er vielmehr Zentrum verschiedenster Art darstellte: Wirtschaftszentrum, Verwaltungszentrum, militärischer Stützpunkt, machtpolitisches und kulturelles Zentrum, Ort der Rechtsprechung und Ausdruck der Landeshoheit. Architektonisch besaß er keine allzu große Strahlungskraft und wirkte kaum richtungweisend. Die Bürgerhäuser der Städte und die Bauernhäuser blieben ihrer Tradition treu.

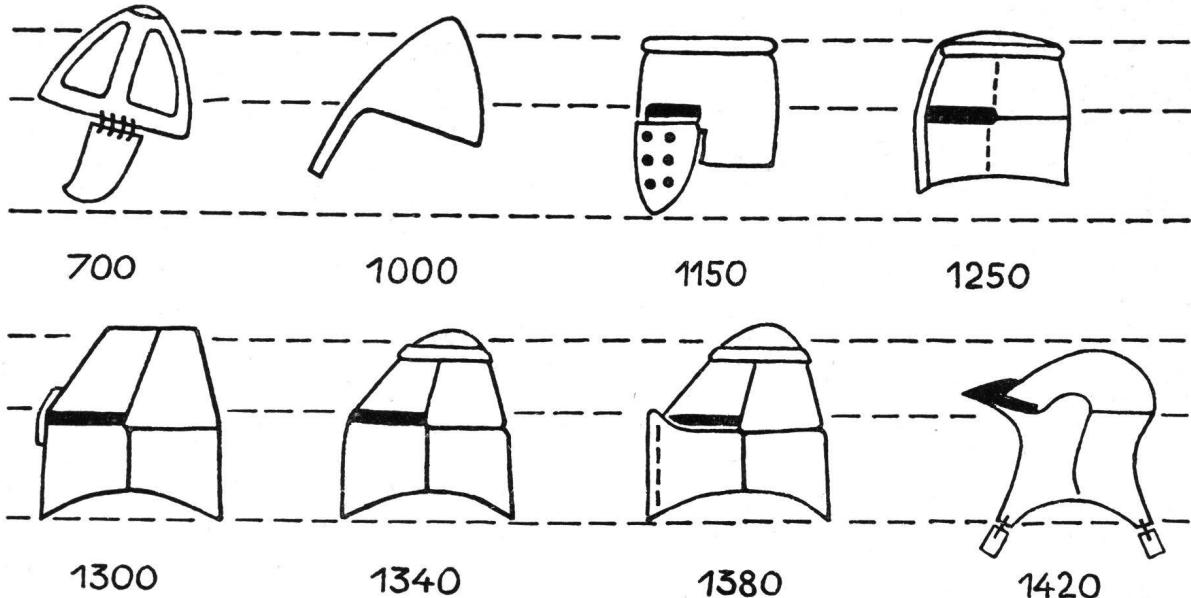
Nicht zu erkennen ist, daß große Typenwandlungen stattgefunden haben, obwohl im allgemeinen die topographischen Verhältnisse für die architektonische Gestaltung richtungweisend gewesen sind.

H. Sr.

Der Topfhelm, eine ritterliche Waffe

Bevor überhaupt je der Körper mit Eisenplatten im Kampf gegen feindliche Schläge geschützt wurde, suchte man den Kopf mittels eines Helmes zu decken. Erst waren es Felle, dann Spangen aus Horn oder Eisen, jedoch sehr bald schon Eisenplatten. Im Mittelalter treten insbesondere zur Zeit der Völkerwanderung die Spangenhelme auf, von denen sich eine ganze Anzahl erhalten hat. Die normannischen Helme des 11. Jahrhunderts indessen waren aus einer Platte zu einer Glocke ausgetrieben, an welche zum Schutz des Gesichtes gegen Schwertstöße eine Spange, das sogenannte Nasal, angeschweißt war. Die prächtigste Darstellung solcher Helme findet sich auf dem zeitgenössischen Denkmal, dem Teppich von Bayeux.

Auffallend ist die Tatsache, daß sich diese Glockenform, ein Meisterstück schmiedetechnischer Arbeit, bereits im folgenden Jahrhundert wieder verlor und dem nachmaligen Topf- oder Kübelhelm Platz machte. Die Ritter des Hochmittelalters, der Zeit des intensiven Burgenbaues, waren im Kampf wie im Turnier mit diesem Topfhelm angetan. Es ist eine massive, wuchtige Form, welche im ersten Moment einen technischen Fortschritt annehmen läßt, bei näherem Untersuch aber eher als Rückschritt erkannt wird. Warum dies? Der Topfhelm war nicht mehr aus einem Stück geschaffen. Er bestand vielmehr aus 5–7 Platten, welche in die Rundung geschlagen, mit Nieten zusammengehalten waren. Hauptteil bildete die Schei-



Entwicklung des Reiterhelmes von 700–1420

telplatte. Bei den frühesten Exemplaren ist sie flach, bei den jüngeren Stücken sphärisch. Nach unten setzen sich die vordere und die hintere Schläfenplatte an. Das Gesicht ist mit einer Frontplatte geschützt, der sich eine hintere anschließt, welche den Hinterkopf deckt. Zwischen Front- und vorderer Schläfenplatte liegt der Sehschlitz. Er läßt von außen das Gesicht nicht erkennen, gewährt aber, wie zu einem modernen Panzer heraus, eine verhältnismäßig gute Sicht. Man fragt sich, welche Gründe den Waffenschmied wohl veranlaßten, die ehemalige Treibkunst aufzugeben und zum System der einfachen Vernietung überzugehen, wo es sich nun in keiner Weise mehr um Treibarbeit handelte, sondern um reines Zusammenfügen mehrerer nach bestimmter Form und Größe zugeschnittener Eisenplatten.

Nun, es ist und war immer so, daß zwischen Schutz- und Trutzwaffen ein dauerndes Wechselspiel bestand und heute noch besteht und, solange es Krieg gibt, immer fortduern wird. Die verbesserte Angriffswaffe fordert eine neue Schutzwaffe. Diese läßt ihrerseits erneut nach der erfolgreicheren Angriffswaffe oder Trutzwaffe suchen.

Es stellt sich also die Frage, welche Art von Angriffswaffen den Schmied diesen Topfhelm erfinden ließ, das heißt, gegen welche Waffengattung der glöckige Helm sich nicht mehr widerstandsfähig genug erwies. Waren es europäische Waffen, oder übte hier das Morgenland wieder seinen Einfluß aus, wie es dies schon für die früheren Helmformen vermocht hatte und wie es der Orient in der Zischäge (ungarische Sturmhaube) des 17. Jahrhunderts nochmals fertigbrachte? Diese Vermutung liegt deshalb so nahe, weil die Kreuzzüge unzweifelhaft ihren Einfluß auf die abendländische Bewaffnung geltend machten, denn es prallten nicht nur zwei Weltanschauungen, zwei Religionen und zwei Kulturen aufeinander, sondern es standen sich gleichzeitig auch zwei Militärsysteme gegenüber, sowohl was waffentechnische wie heeresorganisatorische Fragen betraf.

Die abendländische Bewaffnung bestand vorwiegend aus dem schweren Schwert, dem Wurfspieß und allenfalls noch der Axt. Die Schußwaffe, der Bogen oder die Armbrust, besaß, gemessen an der Verwendung bei den östlichen Reitervölkern, nur untergeord-

nete Bedeutung. Als Bedeckung des Körpers trug man das aus dem Orient übernommene Ketten- oder Panzerhemd. Es war namentlich durch normannische Söldner nach dem Abendland gebracht worden. Gegen die östliche Schußwaffe wie auch gegen den Säbelhieb, welcher sich ganz klar vom Schwertstreich des Abendländers unterschied, war der Helm auf alle Fälle genügend widerstandsfähig, und man ist geneigt, den aus Platten zusammengefügten Topfhelm nicht ursprünglich in den Osten zu versetzen, weil auch für den übrigen Körperschutz der geflochtene Panzer mindestens so viel Schutz bot wie ein aus Eisenplatten gefügter Harnisch. Für die Umgestaltung des konischen Helmes zum Topfhelm wäre demnach die östliche Einflußsphäre zu eliminieren, und zwar um so eher, als dort auch keine Parallelen in bezug auf die Form zu finden sind.

Man hat deshalb wohl den Grund zu dieser Veränderung im Abendland und in der abendländischen Trutzbewaffnung selbst zu suchen. So ist denn tatsächlich die Umwandlung im Gebrauch der Lanze zu berücksichtigen. Während das Schwert im wesentlichen keine Änderung erfuhr, gestaltete man die Lanze schwerer, so daß sie sich für den Wurf nicht mehr eignete, sondern gestoßen werden mußte. Es ist also wohl richtig, wenn man das Aufkommen der eingelegten Lanze in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts setzt. Bis dahin hatte man den Spieß noch geschwungen, wie wir es wohl am deutlichsten aus den Darstellungen des bereits eingangs erwähnten Teppichs von Bayeux ersehen können. Dann aber begann man ihn fest zu führen. Vorher hatte er in jeder Richtung, auch seitlich, geschwenkt werden können, und seine Wirkung lag nur in der eigenen Schwungkraft, welche durch die Armmuskulatur des Kriegers hervorgerufen wurde. Von jetzt an bildeten vielmehr Pferd, Mann und Spieß ein Ganzes. Es gab nur noch eine Stoßrichtung: die Laufrichtung des Pferdes. Der Spieß war starr unter den Arm geklemmt; die Beschleunigung der Masse von Reiter und Pferd wurde direkt auf die Stangenwaffe übertragen. Früher vermochte man den Gegner meist nur zu verwunden. Die gefährdetsten Stellen, vor allem Gesicht und Hals, konnten allenfalls noch mit dem Schild gedeckt werden. Sobald der Spieß eingelegt war, genügte der Kampschild – er war aus

Holz konstruiert und mit Leder bespannt – nicht mehr, denn die Wucht war so groß, daß dieser Schild durchstoßen wurde und der Feind selbst noch getötet oder vom Pferd heruntergeworfen werden konnte.

Es mußte also eine Lösung gefunden werden, wie der Kopf, die empfindlichste Stelle, am besten zu schützen war. Am einfachsten war das Vorbinden einer Gesichtsplatte mit Sehschlitz und Luflöchern, wie wir es im 17. Jahrhundert wiederum bei den Sturmhauben mit Anschnallvisieren kennen. Eine andere Lösung bestand im Verbreitern des Nasals auf die ganze Ausdehnung des Gesichtsausschnittes und der Anbringung von Sehschlitzten. Das Gesicht war auf diese Weise geschützt, aber gleichzeitig hatte sich das Gewicht des Helms vergrößert. Die Fixierung an Stirne, Schläfen und Hinterkopf war dadurch erschwert. Ebenso bereitete die Atmung bedeutende Schwierigkeiten. Beiden Problemen mußte Rechnung getragen werden. Man ging deshalb dazu über, den Helm mit der Schädeldecke zu tragen, ihn also dort aufliegen zu lassen. Der Helm kam daher tiefer auf den Kopf herunter. Weil aber zur besseren Atmung die Wandung weiter gestaltet werden mußte, also größeren Umfang erhielt, verflachte sich auch die Kalotte, wurde beinahe eben, und der Helm erhielt als Ganzes eine gedrungene Form.

Die Helmform, die wir in die Mitte des 13. Jahrhunderts datieren möchten, befriedigte aber technisch nicht vollkommen, denn noch immer waren die seitliche und die hintere Halspartie gegen feindliche Hiebe und Stiche ziemlich ungeschützt. Wohl war das Gesicht gegen frontale Spießstiche gedeckt, um so schwerer hatte man aber unter den Schwertstichen zu leiden. Immer noch war das schwere Schwert, mit der gewichtigen Klinge fast ausschließlich für den Schlag berechnet, im Gebrauch. An Stelle des glockenförmigen Helmes war jetzt der flachscheitlige Helm getreten. Dazu trug man unter dem aufgestülpten Helm direkt auf dem Kopf die Kapuze aus Leder oder Kettengeflecht über eine Stoffhaube, aber dennoch vermochte der Helm einem direkten Schwerthieb nicht zu widerstehen, oder falls er stark genug war, mußte der Hieb unmittelbar mit der Schädelbasis aufgefangen werden. Die Technik suchte deshalb neue Wege.

Die weitere Entwicklung führte um 1300 zuerst zu einem vollständigen Abschluß der Halspartie, und zwar auf allen Seiten. Die Helmwandung wurde allseitig tief hinuntergezogen, bis sie Brust, Schultern und Nacken berührte. Das bedingte neue konstruktive Überlegungen. Die Wandungen waren bereits so groß, daß man sie nicht mehr aus einem Stück herzustellen vermochte. Es war einfacher, den Helm in einzelne Teile zu zerlegen beziehungsweise das ganze Gewölbe aus einzelnen Platten zusammenzufügen und zu vernieten. Die vorderen Platten griffen dabei über die hinteren, damit allfällige Spießstiche automatisch abgelenkt wurden. Sicher standen die unteren Teile immer senkrecht, die oberen ließen schräg nach oben einwärts. Das Gewicht hatte sich außerdem so vergrößert, daß der Krieger nicht mehr in der Lage war, den Helm allein mit dem Kopf zu tragen, sondern das gesamte Gewicht ruhte nun auf den Achseln. Jetzt konnte der Helm wieder beliebig gestaltet werden, und der Abstand zwischen Scheitel und Scheitelplatte durfte vergrößert werden. Die Atmung war anfänglich allerdings erschwert, weil die Luftzufuhr von unten praktisch unterbunden war. Luflöcher wurden deshalb angebracht, und zwar vorwiegend auf der rechten Seite. Die linke blieb mehrheitlich geschlossen, weil sie dem

Gegner zugekehrt war, und wies nur hie und da im untersten Teil eine Durchbrechung in Kreuzform auf. Hier steckte man einen eisernen Knebel hindurch, welcher mittels einer Kette an der Eisenbrust über dem Kettenhemd befestigt war. Auf diese Weise konnte der Helm über die Achsel gehängt werden, denn nur im Kampf wurde er über den Kopf gestülpt; während des Marsches gestattete man sich diese Erleichterung.

In dieser Form erhielt sich der Topfhelm mit kleinen Veränderungen durch das ganze 14. Jahrhundert. Lediglich in der Verwendung, in der Tragart, machten sich Unterschiede bemerkbar. Es ist klar, daß er nicht die einzige Helmform jener Zeit war. Ihn trugen in erster Linie die schwerbewaffneten Ritter, welche den Kern des Heeres ausmachten. Neben diesen Reisigen nahmen aber am Kampf noch Leichtbewaffnete teil. Es waren dies Bogenschützen und seit der Mitte des 13. Jahrhunderts auch Armburtschützen und Knappen. Fünf bis neun solche Leichtbewaffnete bildeten mit dem Ritter zusammen die «Lanze», den «Helm», die «Gleve», die taktische Kampfeinheit. Die Zugeteilten trugen an Stelle des Topfhelmes die Hirnhaube mit dem angehängten Kettengeflecht. Daneben traf man aber auch seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts den Eisenhut. Er hat sich aus der Hirnhaube durch Ausweiten der Ränder entwickelt. Andererseits fand ebenso die Beckenhaube Verwendung, wofür gleichfalls die Hirnhaube als Vorbild gedient hatte. Die Umwandlung geschah durch seitliches Herunterziehen der Ränder. Das Ring- oder Kettengeflecht wurde beibehalten. Solche zusammengewürfelte Helmformen dürfen wir uns ungefähr beim österreichischen Heer unter der Leitung Herzog Leopolds vorstellen, welches am 15. November 1315 am Morgarten bei Sattel die furchtbare Niederlage erleiden mußte.

Es zeigt sich aus dem Vergleichsmaterial, daß der Topfhelm, obwohl er sehr stark gebaut war, dem Schwert, eventuell der Halbarte, mit der Zeit nicht mehr genügend Widerstand entgegenzustellen vermochte. Diese Erkenntnis scheint sich etwa um 1330 erhärtet zu haben. Das Übel suchte man auf dem leichtesten Weg und ohne neue Konstruktionen zu bekämpfen, indem der Ritter gleichzeitig zwei Helme aufsetzte. Nichts lag näher, als die Hirnschale oder die Beckenhaube zu verwenden. Damit war aber auch die Aufwölbung der Scheitelplatte am Topfhelm nötig geworden, wollte man deren Form mit dem untern Helm in Übereinstimmung bringen. Das den Hals und die Schultern deckende Kettengeflecht bildete jetzt nicht mehr mit einer Kapuze zusammen ein Ganzes, sondern es war längs den Rändern der Haube mit Lederriemen an Ösen festgesteckt. Ein im Topfhelm festgenietetes Futter aus Leder diente für die Verbindung mit der Hirnhaube.

Den letzten Vertreter erkennen wir an Stücken in ausländischen Sammlungen. Die Gesichtsplatte hatte man durch Vorstellen einer zweiten Platte wesentlich verstärkt. Der dadurch entstehende Hohlraum war mit einer pech- oder harzartigen Masse angefüllt. Diese Helme wurden wohl vorwiegend für die Turniere verwendet. Auf jeden Fall bilden sie das Bindeglied zum Stechhelm, wie er schon zu Beginn des 15. Jahrhunderts ausgebildet war. Um dem Helm noch mehr Stabilität zu verleihen, ließ man Vorder- und Hinterteil noch ein Stück über die Brust und den Rücken hinunterwachsen und verschraubte die beiden Teile an den neu herausgebildeten Harnischplatten.

Noch von einer andern als der rein kampftechnischen Seite muß der Topfhelm gewürdigt werden. Er

hat wohl maßgebend, wenn auch nicht allein, an der Entwicklung der Heraldik in der ritterlichen Zeit mitgewirkt. Durch die Anfügung der vollkommen geschlossenen Gesichtsplatte konnten die Gegner, wenn der Topfhelm aufgesetzt war, sich nicht erkennen. Ohne äußerliche Abzeichen war die Unterscheidung von Freund und Feind überhaupt unmöglich. Deshalb wurde auf Helm, Schild, Waffenrock, Pferdedecke und Speerfahne ein Zeichen, das heraldische Zeichen, zur Kenntlichmachung des einzelnen Kriegers angebracht. Bei dem Helm war es das plastische Zimier von Holz, Leder oder Federn, welches mit Riemen festgeschnürt war. Die entsprechenden Löcher finden sich an jedem Topfhelm auf der Scheitelplatte und auf den Seiten. Darstellungen aus dem 13. Jahrhundert zeigen das einfache Festbinden. Erst am Ende des 13. Jahrhunderts erscheint die Helmdecke, welche über den Topfhelm heruntergezogen war und anfänglich dem unteren Helmrand entlang lief. So gehen die Entwicklungen von Topfhelm und Helmzier (Zimier) und Helmdecke parallel. Aus den wenigen noch heute erhaltenen Zimieren läßt sich erkennen, daß sie aus bemalter Leinwand oder mit Kreidegrund bestrichenem und übermaltem Leder verfertigt waren. Die Helmdecke diente aber nicht nur der weiteren Kenntlichkeit, sondern sie mußte auch, ähnlich wie der Mantel, die Sonnenstrahlen abhalten. Die Kreuzritter wären ohne diese schützenden Hüllen unter den glühenden Sonnenstrahlen des Orients verschmachtet.

In der Heraldik des 15. und 16. Jahrhunderts nahm die Helmdecke immer größeren Umfang an. Sie verlor dabei ihren eigentlichen Sinn und sank zum reinen Zierstück herab.

Mit dem Aufkommen des geschlossenen Platten-

harnisches und der moderneren Fechtweise im 15. Jahrhundert verlor der Topfhelm mehr und mehr an Bedeutung. Lediglich als Funeralhelm mochte er sich einige Zeit zu halten.

Wenn wir uns hier etwas eingehender mit dieser Waffenart beschäftigt haben, so geschah dies vor allem deshalb, weil auf der ganzen Welt bis heute noch 15 Originale erhalten sind. Drei davon befinden sich in der Schweiz. Ein Stück, der Helm von Küsnacht (Schwyz), ist im Schweizerischen Landesmuseum zur Schau gestellt. Die beiden andern (beides Fundstücke aus der Burg Madeln BL) liegen im baselländischen Museum in Liestal. Alle drei bilden wertvollste Zeugen einer lange vergangenen Kultur. *H. Sr.*

Schloß Schwandegg ZH

Wir erlauben uns, hier einen Aufsatz zu veröffentlichen, den die Verfasserin aus Begeisterung über die Liebe und Fürsorge, welche einem mittelalterlichen Wehrbau zuteil werden, geschrieben hat. Es ist ein gutes Beispiel dafür, daß eine Burg nicht totes Gemäuer darstellen muß, sondern auch heute noch eine gute Aufgabe erfüllen und pulsierendes Leben in sich bergen kann.
Red.

Mein Wunsch, auf Schloß Schwandegg, wo ich vor mehr als zwei Jahrzehnten einige Wochen als Gast zugebracht habe, wieder einmal einen Besuch machen zu können, ist auf meine Bitte an den heutigen Besitzer, Herrn Caspar Oswald, in Erfüllung gegangen.

Kaum hatte ich die große Eingangshalle betreten, bemerkte ich zu meiner freudigen Überraschung, daß sich hier, in dieser schönen, alten Besitzung, vieles verändert hatte. Von seiner einstigen Verwahrlosung war



Schloß Schwandegg ZH